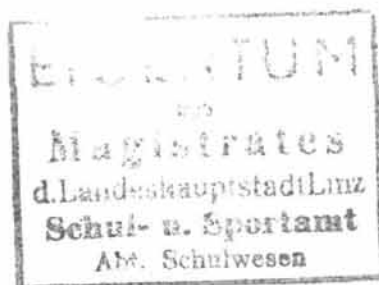


JAHRBUCH DER STADT LINZ

1 9 5 4



LINZ 1955

Herausgegeben von der Stadt Linz

Städtische Sammlungen

I N H A L T

	Seite
Vorwort	V
Kulturchronik: Zweite Linzer Kulturtagung — Theater — Schrift- tumspflege — Konzertleben — Neue Galerie — Kunstschule — Musik- schule — Volkshochschule — Mikrobiologische Station — Büchereien — Städtische Sammlungen — Bau- und Kunstdenkmäler — Ausbau des Linzer Schloßberges — Künstlerische Ausgestaltung an städtischn Bauten — Botanischer Garten — Natur- und Landschaftsschutz — Klimaunter- suchungsstelle	VII
Eduard Holzmair (Wien):	
Linz im Spiegel der Numismatik	1
Franz Pfeffer (Linz):	
Raffelstetten und Tabersheim	33
Friedrich Schöber (Linz):	
Die Linzer Hafner	133
Georg Grüll (Linz):	
Die Linzer Lauten- und Geigenbauer und ihre Privilegien	159
Georg Wach a (Linz):	
Das Linzer Haus des Stiftes Schlägl	179
Othmar Wessely (Wien):	
Anton Bruckner und Linz	201
Alfred Hoffmann (Linz):	
Der Handelsherr Balthasar Angerer	283
Gustav Gugitz (Wien):	
Die Gimpelinsel	311

Alfred Marks (Linz):	
Adelige Standeserziehung in Linz 1612 — 1750	337
Rudolf Ardelit (Linz):	
Die Gründung des Karmelitenklosters	393
Gerhard Rill (Wien):	
Das Linzer Jesuitenkolleg im Spiegel der Litterae Annuae S. J. 1600—1650	405
Franz Wilflingseder (Linz):	
Geschichte des einstigen Freisitzes Egereck in Linz	453
Hertha Awecker (Linz):	
Die Besitzungen des Stiftes St. Peter in Linz	485
Paul Karnitsch (Linz):	
Ein gallorömischer Umgangstempel in der Linzer Altstadt	503
Otto Jungmair (Linz):	
Wie ich Linzer wurde	537
Karl M. Klier (Wien):	
Linz im Liede	553
Helene Grunn (Linz):	
Volkskundliches vom Wäschergewerbe um Linz	581

WIE ICH LINZER WURDE

Das Wort „Heimat“ erweckt, wie das Wort „Mutter“, in jedem Menschen ein tiefes Gefühl, das an das Gute seines Wesens anklängt, das durch sein ganzes Leben — führe es zu ragenden Höhen oder versande es in Niederungen — seinen Klang und Glanz behält. Und wer nur erst durch Verhältnisse gezwungen, wie viele Menschen in unseren Tagen, weit von der Kindheitsheimat sein mußte, wer vielleicht, der Freiheit beraubt, hinter Stacheldrahtgittern nur im fernen Blau die Wälder und Berge seiner Heimat dämmern sah und nach ihnen sehnend schauen mußte, dem lebt das Bild der Unverlierbaren um so heiliger im Herzen. So blieb auch mir das bergumkränzte Dorf meiner Geburt und Kindheit im Steirertal mehr wie eine bloße Erinnerung und alle Fäden der Liebe und Erinnerung führten mich auch in reifen Jahren immer wieder dorthin zurück.

Daß aber in späteren, gereiften Lebensjahren auch eine neue Umwelt — ganz anders geartet wie die traute Kinderheimat — zur „Heimat“ werden kann, weil man aus ihr alle Einwirkungen späterer Entwicklungen empfangt, weil durchlebtes Leid und beglückende Freude an das eigene Wesen das Neue bindet, weil man dieser neuen Welt das innere eigene Wesen dankt, das haben mich die Jahrzehnte gelehrt, die ich in Linz verbrachte.

Und während ein späterer Besuch in der alten Heimat auch manches Schmerzliche bringen mag, weil so vieles dort indessen anders geworden ist, seit man sie verlassen, weil Vertrautes fremd, Friedliches voll Unruhe geworden und Menschen, die untrennbar mit dem altvertrauten Örtlichkeiten verbunden schienen, nur mehr am Herrgottsacker zu finden sind, bleibt die neue zur Heimat gewordene Umwelt, deren Entwicklung man beim eigenen Heranwachsen miterlebte, die gute mütterliche Gefährtin, die — so sehr sich ihr Antlitz auch im Laufe der Jahre verändert haben mochte,

zur lebendigen Heimat wurde, die unverlierbar mit dem eigenen Sein verbunden ist. Dies habe ich erfahren im Laufe der Jahrzehnte, da ich Linzer wurde. — Wenn ich dies im Auftrage der Städtischen Kulturverwaltung in diesen Zeilen schildern soll und wenn es mir dabei schwer fällt, über mich selbst zu schreiben, so wird mir diese Aufgabe erleichtert, weil ich mein Werden in die Entwicklung der Stadt einfügen und damit verschwistern kann.

Es war im regnerischen Sommer des Jahres 1899, also vor 55 Jahren, als ich das zehnte Lebensjahr erreicht hatte und nun als angeblich bester Schüler meiner Klasse an der dreiklassigen Schule meines Heimatdorfes ausersehen wurde, studieren zu dürfen. Während meine beiden älteren Brüder schon das Staatsgymnasium in Linz als richtige Studenten, was man schon an der studentischen Stehfrisur erkennen konnte, besuchten, war ich ausersehen, in die Linzer Realschule zu kommen, weil mein Onkel, der als einer der besten künstlerischen Graphiker in Linz bekannt war und mein Klassenlehrer, der nachmalige Stadtschulinspektor Hans Kaun, herausgefunden zu haben glaubten, daß ich ein besonderes Zeichentalent besäße. Die Aussicht nun, auch studieren zu dürfen, vor allem aber die Möglichkeit nach Linz, in die Landeshauptstadt, zu kommen, deren Herrlichkeiten ich bislang nur aus schlechten Drucken der damals eben aufkommenden Ansichtskarten kannte, erfüllte meine Knabenseele mit Jubel. Kein Maler könnte die Bilder in glühenderen Farben malen, die in einem Knabenhirn aufleuchten, wenn es die Bilder seiner Träume malt. — Meine Umgebung durfte nicht müde werden, meine Fragen zu beantworten, die nun immer um die Stadt an der Donau kreisten mit dem dort entstehenden neuen Dom, mit den großen Dampfschiffen auf dem breiten Strom, mit einem richtigen Bischof in einer schönen „Residenz“ und einem Statthalter des Kaisers im Landhaus — wie mir meine Brüder erzählt hatten. Ich sollte nun endlich auch mit einer richtigen großen Eisenbahn fahren dürfen, da ich bisher nur von Molln bis nach Grünburg mit der kleinen Lokalbahn hatte fahren können, ja dieser Gedanke wurde nach und nach der vorherrschende in meinen bunten Träumen.

Freilich zogen dann doch auch bedrohliche Zweifel auf, ob doch alles dort in der Stadt so eitel Freude sei, denn in der kleinen Dorfschule war es für mich, der ich der vorbildlichen Tradition meiner immer als „brav“ geschilderten Geschwister nachwandeln mußte, leicht gewesen, der „Erste“ zu sein, und es erschien mir, wie seinerzeit

dem großen Cäsar, wohl oft auch Schönes, in einem Dorfe der Erste als in der großen Stadt der Xte zu sein. — Wie mir meine Brüder sagten, sollten dort die Professoren sehr streng, unnahbar und äußerst vielverlangend sein und nicht so väterlich wie unser alter dürrer Lehrer, der überdies ein guter Freund meines Vaters war. — Die Angst vor dem Unbekannten, besonders vor den nun drohenden Autoritäten der Professoren legte bald einen Schatten um die Zukunftsbilder meiner Sehnsucht. Da wollte es ein gütiges Geschick, daß zwei richtige Professoren — ausgerechnet von der Linzer Realschule — als Touristen in unser Dorf kamen und, weil sie den Hohen Nock besteigen wollten, wozu sie — wegen des dortigen herrschaftlichen Jagdgebietes — von meinem Vater einen Passierschein erbitten mußten, so auch in unserem Forsthaus zusprachen. Und siehe, die beiden Professoren entpuppten sich als sehr freundliche, ja lustige Herren, die sich sogar mit mir, in dem sie den zukünftigen Studierenden erkannten, geradezu kollegial unterhielten. Ja, als der jüngere von den beiden von meinen Studierplänen hörte, da entledigte er sich spontan seines Rockes — er war Turnprofessor — und zeigte mir auf unserem im Garten stehenden Barren verschiedene Turnübungen, und als ich sie über Aufforderung in meiner bäuerlichen Unbeholfenheit nachzuturnen versuchte, da erklärte er mir sogar, daß ich entschieden Talent hätte und schon meinen Weg machen würde. — Also schien auch dieser Alpdruck von meinem Herzen genommen. — Aber der Himmel hatte mir doch noch eine Geduldprobe und Enttäuschung vorbehalten. Infolge des andauernden Regens in diesem Sommer entstand ein mächtiges Hochwasser, alle Flüsse und Wildbäche schwollen drohend an, die Bahnkörper der Steiertalbahn waren unterwaschen und die Geleise schwammen im Wasser oder hingen in der Luft. Die sonst so tiefblauen Bergwässer stürmten als wilde Flut, braun und grau, von weißem, gurgelndem Gischt überschäumt, einher und trugen Brückenteile und Stege und unzählige abgeschwemmte Holzblöcke auf ihren Wogen, welche sich zwischen den tief eingeschnittenen Felsenufern der Steyr und Steyring drohend stauten. Aus meiner Eisenbahnfahrt nach Linz war es endgültig nichts geworden. Wir mußten mit dem „Roten Johann“, dem Kutscher, der meinen Vater sonst mit dem Pferdegespann in die von ihm betreuten Forstreviere führte, bis Enns fahren, von wo erst die Staatsbahn dann bis Linz weiterging. Den Bahnhof von Enns sehe ich in meiner Erinnerung schon im nächtlichen Dunkel, und vor

ihm die riesige pfauchende Lokomotive, hinter der die vielen hell erleuchteten Waggons warteten, in denen wir nun Platz nehmen konnten. Aber vor der Traunbrücke mußten wir den Zug wieder verlassen und auf den schwankenden Brettern und Balken einer Notbrücke auf das andere Ufer gehen, wo ein zweiter Zug uns erwartete, der uns endlich nach Linz, der Stadt meiner Träume, brachte. Wir wurden nach der weiten Hindernisfahrt von unserem Onkel freundlich am Bahnhof empfangen, der mir, nachdem wir die Riesenhalle des Bahnhofs mit den hohen Fenstern und selbstschließenden Türen durchschritten hatten, am Heimweg das damals neu erstandene Direktionsgebäude der Staatsbahn zeigte, in dem auch er sein Büro hatte. Der labyrintartige Riesenbau mit den türhohen Fenstern und seiner schwindelnden Höhe, im Lichte der Gasflammen der Straßenlaternen noch mächtiger und geheimnisvoller aussehend, gab mir einen Vorgeschmack von den Schönheiten, die mich in Linz erwarten sollten. Dieser erhöhte sich noch beim Anblick der großen Auslagefenster mit riesigen Glastafeln, hinter welchen in einem großen Kristallglasgefäß im Mosaik bunte glitzernde „Seidenzuckerl“ geordnet lockten, an dem ich mich nicht satt sehen konnte. Solche Kostbarkeiten hatte ich in meiner Heimat nie gesehen.

Die Landeshauptstadt Linz hatte damals noch eine viel geringere Ausdehnung und verdiente noch den oft gebrauchten Namen „Linz an der Landstraße“ mit Recht. Die verbaute Fläche reichte von den Hängen des Bauernberges, dessen Sandgruben und Hänge noch bloß lagen, wo heute das Hatschek-Rondeau mit den blühenden Rosengeländen sich im Sommer leuchtend erstreckt, und die uns Kindern vielfache Möglichkeiten für Versteck- und Räuberspiel boten — bis zur Fabrikskaserne und zur Franckfabrik. — Bauernberg und Freinberg trugen noch keine Spur der heutigen vornehmen Villenanlagen. Außer dem „Neustadtviertel“, dem damals modernsten Teil der Stadt mit lauter mehrgeschossigen Neubauten, dehnte sich hinter der Starhembergstraße schon das unverbaute, wild bewachsene Steppengelände des Südbahnhofs und hinter der Franckfabrik weithin das freie Land mit wogenden Getreidefeldern und Wiesen und heute verschwundenen Bauerngehöften bis zu der Wildnis der Donauauen. Damals machten auch noch die Linzer Bürgerfamilien unter Führung des würdigen bärtigen Familienoberhauptes ihre gemeinsamen „Sonntagsspaziergänge“ mit Kind und Kegel und Kinderwagen nach

den beliebten „Ausflugszielen“ der „Umgebung“: Zum Gasthof Zacherl, der heute mitten in den Franckstraßenhäusern als Endstation der zu den Stickstoffwerken führenden Autobuslinie steht, in die „Lustenau“ und „Zizlau“, nach „Seyrl-Ufer“, das damals als einsames Ausflugsgasthaus schon inmitten der Donauauen lag, und besonders Unternehmende zum „Banglmeier“ nach Steyregg oder nach St. Magdalena. Das neu erbaute Allgemeine Krankenhaus lag damals auch noch im freien Gelände, nur entlang der Bethlehem- und Harrachstraße schoben sich vereinzelte Häuserzeilen gegen Osten vor. An der Donaulände gabelte sich oberhalb des heutigen Parkbades die Donau in zwei Arme, zwischen dem Hauptstrom, der nördlich floß, und dem südlichen sogenannten Fabriksarm lag die Strasserinsel mit der „Strasserau“, von grünem Weiden- und Erlengebüsch bewachsen. Dorthin lockte das Gasthaus „Zur Strasserau“ — neben einigen Hütten und Holzgebäuden die einzige Baulichkeit — mit seinem weiten Garten durch die dort samstags und sonntags stattfindenden Militärkonzerte das Gros der Linzer Ausflügler. Die „Gis“, heute der Hausberg der Linzer, war noch nicht entdeckt, der Skisport war noch unbekannt, weitere Wanderungen scheuten die Städter, denn an Fahrgelegenheiten, die heute die Umgebung der Stadt so nahe rücken, fehlte es ebenfalls noch. Gegen Süden endete die Stadt an der „Übersetz“, in der Blumau, wo an der Stelle des heutigen Obusgebäudes mit der Schärddinger Milchtrinkhalle an der Ecke des Volksgartens, der von einem hohen gußeisernen Gitter umzäunt war, das „Verzehrssteuergelände“ stand, das die Zolllinie an der Stadtgrenze anzeigte. Als ich in der Stadt einigermaßen heimisch geworden war, hatte ich für die gute „Frau Tant“, bei der wir drei Brüder Wohnung und Verpflegung und eine liebende Fürsorge gefunden hatten, aus dem „Konsum“ auf der Wiener Reichstraße mit einer Einkaufstasche Kaffee, Zucker, Bier und andere Lebensmittel in die Stadt hereinzuholen. Unter dem Verzehrssteuergelände am Wächterhäuschen lehnte der Zollwächter, der sich, sobald an der „Übersetz“ eine Person sichtbar wurde, langsam in würdigem Amtstempo in Bewegung setzte, mit kritischem Blick das Innere der mitgeführten Tasche musterte und gegen einen Obulus die „Mautbollette“ ausfolgte, worauf er wieder an seinen Standort zurückkehrte. An dieser heute so bewegten Stelle der Stadt, wo sich der Riesenbau des Unfallkrankenhauses erhebt, das Wahrzeichen der heutigen verkehrs- und unfallsreichen Großstadt, ist wohl der Wandel

im Stadtbild und im Leben der Stadt für mich am augenscheinlichsten zu erkennen. Außerhalb der „Übersetz“, der Kreuzung der Bahnlinie mit der äußeren Landstraße, die nur durch Bahnschranken abgeschirmt war, erstreckte sich, von schütterten Häuserzeilen noch rechts und links flankiert, die Wiener Reichsstraße, die man mit ihren weithin sichtbaren, die Straße begleitenden Pappelbäumen mit den Augen bis nach Enns verfolgen konnte. Oft folgte ich dem Straßenlauf dieser Pappelalleen, die geradewegs nach Wien in die „Kaiserstadt“ führten, mit ehrfürchtigen Blicken.

Der dreigeschossige Biedermeierbau des Gasthofes „Zum Erzhog Karl“ war das imposanteste Gebäude an der Donaulände, heute ist auch dieser Bau aufgestockt und zum „Linzer Hof“ umgestaltet. Der Hauptplatz hatte noch seine intime, saalartige Geschlossenheit und die weite Geräumigkeit, die ihn zu einem der schönsten und mächtigsten Plätze österreichischer Städte machten. Seine noch barocke, fast einheitliche barocke Häuserfront, in die noch keine Bresche geschlagen worden war, aus der sich ein unpassender Neubau überhoch erhebt, bot noch einen anheimelnden und bei der Spärlichkeit des damaligen Verkehrs friedvollen Anblick. Schwibbogen überwölbten die Zugänge zu den in den Platz mündenden Nebengassen. Auf dem Taubenmarkt standen an Stelle des heute hochragenden Bankgebäudes noch die einstöckigen Reiningerhäuser, an Stelle des heutigen Winklerneubaues stand noch die „Alte Post“, wo sich bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts die Zentrale des Postwagenverkehrs befand. Wo heute das Hochhaus des Karmelitenneubaues mit der grünen Palmersecke aufragt, da dehnte sich die lange und eintönige Karmelitenmauer hin. Gegenüber fesselte mein musikalisches Bubenherz die Auslage des Hauses des Instrumentenmachers Heidegger mit den vielen gleißenden Blasinstrumenten, Geigen und Klampfen, und ich war mächtig stolz, als ich mir dort als angehender Violinkünstler selbst die ersten Geigensaiten erwerben konnte. Heute weicht auch dieses Verkehrshindernis einem modernen Wolkenkratzer mit Laubengängen. Der Stolz der Linzer war damals neben dem neuen Staatsbahndirektionsgebäude das an Stelle des einstigen Straßfeldner Edelbesitzes und späteren Gasthofes „Zum Herrenhaus“ erbaute neue „Kaufmännische Vereinshaus“. In seinen meist überfüllten Bierkellern, deren unterirdische Weitläufigkeit ich nicht genug bewundern konnte, sammelte sich die Linzer Bevölkerung, und auch ich durfte in Begleitung des „verantwort-

lichen Aufsehers“ meiner Studienjahre, meines Onkels, wiederholt bei Abendausgängen mitkommen. Der dort überaus fix hantierende „Brotschani“, ein Bub, nicht viel älter als ich, in feinem schwarzen Anzug, mit blütenweißem Hemd und Kragen, wurde bald mein guter Freund, der mich in die unterirdischen Geheimnisse des Kellerbetriebes vertraulich einweihte. Südlich dieses Neubaus zogen sich noch die „Neuhäuseln“ und „Ortnerhäuseln“, einstöckige mit Holzschindeln gedeckte Kleinbürgerhäuser hin bis zur Schillerstraße. Am heutigen Schillerplatz, wo nun die Neubauten der Bundesstudienbibliothek und des Kolosseumkinos prangen, stand finster und wuchtig der schwerfällige Bau der alten Trainkaserne, vor deren rundböigen, mächtigen Toren die rotbehosten Trainsoldaten mit ihren breiten „Faschinmessern“ an der Seite und ihren roten Käppis am Kopf von mir bestaunt wurden. An der Ecke der Trainkaserne hatte ein „Maronimann“ seinen Stand, dessen Bratmaroni mit ihrem verführerischen Duft mir in den Wintermonaten den Großteil meines monatlichen Taschengeldes entlockten. Der „Neue Dom“, zu dessen Aufbau infolge der monatlichen „Dombausammlung“ in den Schulen auch wir Studentlein ein Erkleckliches mit beitrugen, war noch mit dem eben entstehenden Stumpf des Turmes eingerüstet und noch nicht über die Höhe des soeben eingewölbten Kapellenraumes hinausgewachsen. Auch die „Herz-Jesu-Kirche“, deren „Turmkreuzsteckung“ mir einen unvergeßlichen Eindruck gemacht hat, war eben im Bau.

Es war noch das liebe alte, vom Weltlärm abgeschiedene Linz, mehr noch dem stillen Biedermeier als der modernen Zeit verhaftet, das in seiner Ganzheit noch eine einheitlich wirkende Gemeinschaft darstellte, in die ich mich, im innersten Herzen bald froh zugehörig, einlebte. Von meinem Studierstübchen in der Goethestraße, im zweiten Stockwerk des Hauses Nr. 51, konnte ich über den Sankt-Barbara-Friedhof, die Lackfabrik und die Häuserzeilen der Wiener Reichsstraße hinweg weit hinaus bis zu der im Fernen blauenden Alpenlinie sehen, in deren Gipfellinie sich die weite Klammer des Sengsengebirges, wo mein Heimatort lag, deutlich abzeichnete. Durch das Fenster strömte, wenn ich mich an meinem kleinen Studiertisch mit den Aufgaben plagte, der „Franck“geruch herein, der mir, wenn er heute irgendwo meine Geruchsnerven berührt, immer wieder jene ersten Linzer Jahre vor die Sinne und Seele zaubert. Aus dem Gastgarten des „Bayrischen Hofes“ unter mir klang

eine Schrammelmusik herauf und das dumpfe Rollen der Kugel von der Kegelbahn. An Nachmittagen erscholl von der Straße herauf der schrille Ruf einer Bubenstimme, die Stimme des „Radibuam“: „Radi a(b)kafn, Da Radibua is da, Káfts eahm án' Rádi a(b)!“ Unserer damaligen Genügsamkeit, die noch keine vollgepfropften, mit Schokoladen und feinen Konditorwaren überfüllten Bäckerläden kannte, war es ein besonderer Hochgenuß, einige Büschl „Rádi“ zu erstehen, die mit einem Butterbrot, wenss hoch ging mit einem Flaschl „Braunen“ aus der Greislerei nebenan, als köstliche Jause verzehrt wurden. An heißen Nachmittagen klingelte dann auch das Gebimmel des „Gefrorenen-Mannes“ von der Straße herauf, der mit seinem Eiswagen durch die Straßen fuhr und unter dem Klang seiner Glocke sein lang gedehntes, anlockendes „Geefroreenees“ rief.

Wenn dann das Dämmerdunkel die Stadt zu umfängen begann, dann erschien eine würdige Gestalt gemessenen Schrittes in den dunkelnden Straßen mit einer langen Stange, an deren Ende ein Fünklein glühte: der „Laternenanzünder“. Hinter ihm schlich ich oft bedächtig hinterdrein, denn sein ehrwürdiges, fast priesterliches Gehaben floßte mir Achtung ein; es war wunderschön, wenn er in den Straßenlaternen an den Häuserecken die pfauchenden Gasflammen aufzischen oder später die neuen Auergasglühlichter mit hell weißem Licht in den Straßen aufblecken ließ. Das Tun dieses „Lichtbringers“ schien mir wie ein sakrales Amt.

In der Volksschule, deren fünfte Klasse ich zur besseren Eingewöhnung in der Stadt noch vor der Mittelschule besuchte, war ich wohl unter den vornehmen Stadtkindern mit ihren Samtjäckchen und blauen Matrosenblusen ein noch seltsamer Fremdling und auch mein Gehaben muß noch meine ländliche Herkunft angezeigt haben, denn der gute, unter seinen blinkenden Brillen immer freundlich blickende Oberlehrer Schmidbauer sagte, als mein Vater sich einmal über meinen Fortgang erkundigte, daß dieser ganz zufriedenstellend sei, wobei er allerdings anfügte: „Ein wenig bäuerlich ist er halt noch!“ Und dieses ländlich-Bäuerliche habe ich wohl nie ganz abgelegt und ich fühlte mich auch später, nicht immer zu meinem Vorteil, am Asphalt und Parkett der Großstadt als ein ländlich gebliebener Fremdling. Heute darf ich diese meine „Haltung“ als Mundartdichter als durchaus „standesgemäß“ bezeichnen. Endlich war es so weit, daß ich in der alten Realschule in der Steingasse meine Aufnahmeprüfung ablegen sollte.

Das alte Realschulgebäude konnte ja mit seinen engen Gängen an Größe und Würde mit dem schönen Neurenaissancebau des Staatsgymnasiums auf der Spittelwiese nicht in Wettstreit treten, und ich konnte mich banger Empfindungen vor dem kommenden ungewissen Schicksal, das mir dieses Haus bringen würde, nicht erwehren, als ich es zum ersten Mal betrat. Ein untersetzter, unwirsch blickender Mann in langem grünen Mantel mit einer roten Nase trat uns entgegen, der uns einen Bogen aushändigte, mit dem ich mich in einem Klassenzimmer des ersten Stockwerkes melden sollte. Mein fürsorglicher Bruder Alfred, der mich begleitete — seit dem ersten Weltkrieg ruht er auch schon im fernen Osten — erklärte mir, daß dies der allgewaltige Schuldiener Schneider sei, der auf die Ordnung der Anstalt scharf sehe. Er begleitete jede Beanstandung mit den Worten: „Ich und der Herr Direktor verlangen . . .“. Dabei ließ mein Bruder aber tröstende Worte, die wie Öl in mein Herz träufelten, folgen, um meine Bangigkeit vor der Prüfung zu verscheuchen, indem er mir versicherte, die Sache würde schon gut gehen und die Hauptsache sei, daß man „einmal drinnen“ sei, dann würde es schon weitergehen. Oft habe ich allerdings später dieser wohlgemeinten Tröstung gedacht, als ich erkennen mußte, daß, wenn man „einmal drinnen ist“, das Elend erst angeht, daß man sich dann blutschwitzend von Jahrgang zu Jahrgang müht, um wieder hinaus zu kommen, denn man ahnt ja in diesen Werdejahren noch nicht, daß die Studentenzeit — wenigstens damals in den ungetrübten Friedenstagen — doch die schönste Zeit des Lebens ist.

Meine Eltern, — selbst von großer Musikalität —, legten auch Wert darauf, daß ihre Kinder in Musik ausgebildet wurden. Die Instrumentenwahl ging freilich nach einer genauen Ordnung vor sich. Die ältere Schwester lernte bei einem Schullehrer des Nachbarortes Klavier, der nächstälteste Sohn im Linzer Musikverein das Geigenspielen, der nächste wieder Klavier und mich traf wieder das Schicksal, mich mit der Geige quälen zu müssen, denn die quitschenden unsauberen Töne, die ich anfangs dem Instrument entlockte, trafen mein musikalisches Gehör und Gemüt und machten mir das Instrument in meiner Hand bald mehr als zuwider. Dagegen saß ich oft stundenlang am Klavier, das weniger falsch tat, und spielte auswendig, was mir einfiel. Mein Geigenlehrer im Linzer Musikverein, der damals noch in dem von Walter Franck dem Verein gespendeten Haus in der Herrenstraße untergebracht war, Meister Dessauer, ein

alter Herr mit einer Riesenglatze und funkelnden Augen hinter goldgeränderten Brillen, holte aus mir auch nicht viel heraus. Dazu kam auch eine optische Störung. Ein hügeliger Auswuchs auf seiner Glatze mit einigen hell schimmernden Härchen drauf, die im Lichte der Gasflammen des Kandelabers blitzten und funkelten, fesselte nur zu oft meinen Blick, so daß ich aus dem Takt kam und auch, auf das Notenblatt zurücksuchend, die richtige Zeile nicht mehr fand. Jede dieser optischen Entgleisungen aber wurde von meinem Lehrer mit einem Hieb mit dem Fiedelbogen über meine Finger geahndet. Was wunder, daß mir neben der mißtönenden Klage des Instrumentes auch der Fiedelbogen bald verhaßt war.

Die Vorsehung wählt aber bekanntlich seltsame Wege, um die Menschen zum Ziel ihrer Wünsche und Gebete zu führen. Und so führte sie auch mich erst durch Sünde und Schuld zur Erlösung.

Eine Gruppe meiner Mitschüler hatte sich zu einer Indianerschar zusammengetan, die verstärkt durch einige Gymnasiasten höherer Jahrgänge, die heute noch als Rechtsanwälte und Gerichtsräte in Linz würdebewußt leben, in der Wildnis der Donauauen — im Fuchselthal — an den schulfreien Nachmittagen sich erbitterte Kämpfe lieferten. Da ich in den Ferien fast alles, was ich von Karl May an Büchern erreichen hatte können, verschlungen hatte, war ich zu diesem Kriegspfad mit Schleichwegen, Pfadfinden, Lassowerfen und dem Rauchen der Friedenspfeife, aus dürrn Zweigen der Waldrebe, wie vorbestimmt und war gerne den wiederholten Lockungen der Kameraden gefolgt. Bald war ich ein strammer „Apache“ geworden. Aber an den freien Nachmittagen, an welchen diese Kämpfe stattfanden, waren auch meine Geigenstunden angesetzt. Ich aber erlag, von innerem Drang gezogen, unschwer den Einflüsterungen veruchter Kameraden, ich stellte den unbequemen Geigenkasten bei einem Freunde ein und zog frischfröhlich mit auf den Kriegspfad. Bald aber fiel mein Schwänzen der Stunden der Direktion des Musikvereines auf, welche meinen Vater, der brav die Stunden weiterbezahlt hatte, verständigte. Nun war es mit dem Indianerleben aus, aber auch der Geigenunterricht wurde eingestellt, ich war frei.

Unter den Realschulkameraden meines Jahrganges war auch ein lang aufgeschossener, blasser Junge, der schon zum Unterschied von den meisten anderen, noch kurzbehosten Schülern, lange Beinkleider trug. Er wohnte in Leonding: Adolf Hitler, der spätere „Führer und Kanzler“. — Er befahlte damals als Burengeneral Dewet eine große

Schar von Kriegern, die beim Turm Nr. 9 in der weiten Umwelt des „Moarbühels“ ihre Kriegsspiele hielt. Der Befreiungskampf der Buren in Südafrika hatte ja damals nicht nur unter den Jungen, sondern in der ganzen, noch sonst so friedlichen Stadt begeistertes Mitgefühl erzeugt. Auch die Liedertafel „Frohsinn“, deren große Faschingszüge unter Teilnahme der Linzer Bevölkerung zu festlichen Ereignissen der ganzen Stadt geworden waren, hatte einen Faschingszug dem Burenkrieg gewidmet und viele Wagen mit „Buren und Engländern“ über die Lustenauerstraße (heute Bismarckstraße) und die Landstraße und wieder zurück zum Vereinshaus geführt. Bald erfaßte auch mich die Begeisterung dafür und ich ward in die Gefolgschaft des „Führers“ aufgenommen. Einmal, nach einem erbitterten Nahkampf mit einer Gruppe von Engländern am großen Exerzierfeld bei Leonding, wurden die Engländer umzingelt und gefangengenommen. Darunter befand sich auch ein verzärteltes, bausbäckiges Bürschchen mit braunem Samtanzug und blendend weißem Wallenstein-Spitzenkragen, der Sohn des damaligen Direktors der „Kleinmünchner Baumwollspinnerei“, der sich nicht gefangen nehmen lassen wollte und unter dem „feigen Vorwand“, daß er schon nach Hause zu den strengen Eltern gehen müsse, entwischen wollte. Erboßt ob solcher Hinterlist, wurde er von den Siegern erst recht gefesselt und ins Gefängnis geworfen. Vor dem Eintritt in die Ortschaft Leonding erstreckt sich von der Fahrstraße, links hinter dem „Neunerturm“ abzweigend, eine lange Reihe alter hohler Weiden hinein in das Wiesengelände. In eine dieser hohlen, hohen Weiden, die sich vorzüglich als Kerker eignete, wurde der Gefangene versenkt, worauf die Verfolgung der übriggebliebenen Feindmassen fortgesetzt wurde. Als der Kampf abgeblasen wurde, war es schon dämmerig geworden. Wir vergaßen auf den Gefangenen und machten uns ohne ihn auf den Heimweg. Erst die nach Arbeitschluß von der Stadt nach Leonding heimkehrenden Arbeiter hörten das verzweifelte Rufen des Inhaftierten und befreiten ihn aus der bösen Lage. Am nächsten Schultag aber erfolgte ein scharfer, diplomatischer Schritt des Vaters bei der Realschuldirektion, der für alle am Kampfe Beteiligten ein böses Nachspiel hatte.

Ich war damals ein, wenn auch nicht sehr gewandter, so doch begeisterter Turner. Leider aber war mein „Freund“, der uns im Forsthaus besucht hatte, der junge, freundliche Turnprofessor nicht mehr an der Anstalt. Turnlehrer an der Realschule war vielmehr

ein alter, mürrischer Herr, Professor Stöhr, der von den Schülern nur „Professor Stur“ genannt wurde. Er hielt mehr auf strikte Ordnung als auf turnerische Leistung. Ordnungsliebe aber gehörte in jenen Tagen nicht zu meinen Tugenden und ich hatte daher wiederholt in der Turnstunde die Turnschuhe vergessen, worauf Professor Stur jedesmal schweigend seinen „Spezi“, — Taschen-katalog — zog und eine große „Fünf“ hineinmalte. Schließlich hatte ich auch noch das Unglück, daß einige Gummistückchen, mit denen ich während der Turnstunde auf Kameraden schoß, auf den heißen, eisernen Ofen fielen und dadurch im Turnsaal einen atembeklemmenden Gestank erzeugten, so daß der Raum gelüftet und die Turnstunden an diesem verhängnisvollen Vormittag abgesagt werden mußten. Wieder erhielt ich einen großen „Fünfer“, der aber jetzt, da ihm zum Semesterschluß nun keine ausgleichenden besseren Noten mehr wertmindernd folgen konnten, auch in meinem Semesterzeugnis prangte. Ich war in Turnen durchgefallen.

Das Leben der Landeshauptstadt erschien mir damals in seinem ruhigem Tagesablauf wie nach der Uhr abgestimmt und geordnet. Wenn ich am Morgen zur Schule ging, dann begegnete ich täglich an der gleichen Stelle dieselben Menschen: An der Ecke der Humboldtstraße immer denselben Franck-Beamten, der ins Büro ging, in der Konrad-Vogel-Straße bei der evangelischen Kirche, den Domorganisten Gruber, den ich als den Nachfolger des großen Orgelkünstlers Bruckner ehrerbietig grüßte, an der Ecke der Harrachstraße trippelten — wie immer im Gänsemarsch hintereinander — die beiden Schwestern Lebeda, ältliche Lehrerinnen, die sich immer in frühlinghaft-jugendliche Farben kleideten und mit blumenreichen, breiten Hüten auf den Köpfen ihrer Berufsstätte zustrebten. Wenn man die Landstraße entlang ging, kannte man jedes Angesicht. Am Marktplatz plätscherte verschlafen der Poseidonbrunnen, bei welchem ich mich oft verweilte. — Das Bild der Stadt zeigte noch manchen ländlichen Einfluß an jenen Tagen. Am Hauptplatz und auf der Promenade, wo heute vor dem Sparkassengebäude die langen Reihen der abgestellten Autos sich drängen, saßen in langen Zeilen noch die „Standelweiber“ und Bäuerinnen mit ihren schwarzseidenen Kopftüchern, die Berge von leuchtenden und weithin duftenden Orangen, Äpfel, Gemüse und Landesprodukte feilboten. Am Taubenmarkt, am Hauptplatz, vor dem Gasthaus „Zum goldenen Löwen“ und vor dem Bahnhof hatten die Fiaker ihre Standplätze, die meist

auf dem Kutschbock schliefen oder die vorbeikommenden Fremden mit dem animierenden Zuruf grüßten: „Fahrn mă Euer Gnaden!“ Am Bahnhofvorplatz, der damals, wo heute sich die reichen Blumenanlagen erstrecken, von noch unschönen Baracken besetzt war, hielten die „Stellwagen“ der Linzer Gasthöfe, und die Lohndiener in grünen Schürzen riefen, ihre Kappen lüftend, die Namen ihrer Häuser aus, sie den ankommenden Reisenden als Herberge zu empfehlen. Daneben warteten die „Dienstmänner“ in ihren roten, mit Nummern versehenen Kappen, auf ihren Handwagen sitzend, auf „Expresß“-Aufträge.

Über die Ordnung und Sicherheit der Bürger der Stadt wachte die damals noch „Städtische Sicherheitswache“, geführt von dem gefürchteten, aber oftmals auch verulkten Wachtmeister Feuerstein, der mit seinen blitzenden Augen über dem martialischen Schnurrbart und einem großen Halbmond aus Messing als Dienstabzeichen auf der soldatischen Brust einen imponierenden Eindruck machte. Der Warnungsruf „Der Feuerstein kommt!“, war für uns das Signal, daß schleunigst alles irgendwie Ordnungswidrige eingestellt werden mußte, wobei die lärmende Bubenschar nach allen Seiten auseinanderstob.

Als die Linzer Turnvereine auf dem noch völlig unverbauten Bauernberg ihre Sonnwendfeier abhielten, wobei auch die verschiedenen, meist Schönerianischem Geist entstammenden, nationalen Reden streng überwacht wurden, prangte am Eingang des Festplatzes ein Transparent mit der Inschrift: „Der Feuerschein erhellt die Nacht, Doch Feuerstein, der hält die Wacht!“

Auf dem „Urfahrner Markt“ war es, wo ich die ersten Zeugen einer neuen technischen Entwicklung erlebte. Da stand ein „Phonograph“, ein kreisender Apparat, von dem mehrere Gummischläuche weggingen, die in die Ohrmuschel gehängt wurden und durch die man um einige Kreuzer Geld, unter heftigen Störgeräuschen, ganz deutlich schon menschliche Stimmen, musikalische Darbietungen und volkstümliche Couplets hören konnte. Es war das Urbild des späteren Grammophons und unserer heutigen mechanisierten Musik im Rundfunk.

Ebenso lud dort — grell schon in elektrischem Glühbirnenzauber leuchtend — das Bläsersche „Bioskop“, ein Vorläufer der heutigen Traumwelt des Films, als „Kinematograph“ zum Besuch ein. Diese aufsehererregende neue Schau hatte großen Zulauf, obwohl sie

noch vollberechtigt den Namen „Flinserltheater“ verdiente, denn bei jedem Bild stürzte ein silbern flimmernder Schnürl- oder Platzregen mit knarrendem und plätscherndem Geräusch über die Leinwand nieder. Daneben lockte mich auf dem damaligen Urfahrer Markt besonders der Antiquitätenstand, wo man mit gut Glück billige Klassikerausgaben neben alten noch aus der „Offizin Krauslich“ in Urfahr stammenden „Volksbüchern“ von der „Armen Genovefa“, vom „Doktor Fausten“ und vom „Ritter Thanhäuser“ erstehen konnte.

Das einzige Kulturinstitut war das Landestheater, das auch von den Studenten eifrig besucht wurde und dessen Stehparterre für die „Chargen“ des Linzer Militärs und die Studenten reserviert war, und wo jeder von uns auch seinen ständigen, ihm zukommenden Stehplatz an einer bestimmten Säule sich vorbehalten hatte. Die damaligen Darbietungen unter dem Direktor Cavar mit den Darstellern Tautenhain, Schinner, Waldschütz, Viehbach, Schmidt-Renner und dem alten Beringer hielten auch durchwegs eine gute Höhe. Neben dem Landestheater besuchten wir auch regelmäßig das wöchentlich das Programm wechselnde „Kaiser-Panorama“ im Rixnerhaus in der Herrenstraße, wo man durch zwei Gucklöcher von seinem Sitz aus wunderbare Farbdrucke mit Städtebildern aus aller Welt und Landschaften aus fernen Ländern sehen konnte, die nach einem leisen Klingelzeichen von Zeit zu Zeit weiter zum Nachbarbesucher rückten.

Anlässlich meiner Firmung im neuen Linzer Dom durch Bischof Doppelbauer erlebte ich auch mit meinem Onkel als „Gödn“ eine der ersten Bergfahrten der damals eben neu eröffneten Pöstlingbergbahn, mit der sich auch bereits eine neue Epoche der Technik und des Verkehrs im alten, stillen Linz ankündigte. Ihr folgte bald der Umbau des einstigen Jesuiten-Kollegiums zum modernen Linzer Postgebäude mit dem neuerrichteten Telegraphenturm, von dem Hunderte von Drähten sich in alle Welt, über die Dächer der Stadt hin, verteilten. Schließlich kam auch der Telephonverkehr, der anfangs ein bewundertes Vorrecht der Begüterten und der Behörden war, bis wir nach dem Weltkrieg schon die ersten Radiovorführungen hörten, die Autos und Motorräder im Stadtbild erschienen und sich die alte Stadt mit völlig neuem Gesichte darbot.

Für unsere Landeshauptstadt war ihr Name, der sich unglücklicherweise auf „Provinz“ reimte, von jeher ein Hindernis, im Kranze

der aufstrebenden Landeshauptstädte für voll genommen zu werden, ihr haftete immer noch bis in die letzten Jahrzehnte das Odium des provinzierisch Kleinstädtischen und kulturell Rückständigen an. Bekannt ist ja Bauernfelds seinerzeitiger Spottvers:

„Mit Zyankali — hats keine Eile,
Man kann auch sterben aus Langerweile,
Zum Beispiel in der Provinz:
In Linz!“ —

Gleichwohl hatte unsere Stadt auch damals schon ein sehr reges kulturelles Leben, an dem aber in jener Zeit alle kulturell Interessierten wie eine wirkliche Gemeinschaft in ihrer Gesamtheit teilnahmen. Die Besucher der großen Konzerte im Vereinshaus-Festsaal bildeten eine Familie Gleichgestimmter. Noch war die Stadt nicht durch die Eingemeindungen in mehrere Stadtteile zerteilt, im Festsaal des „Kaufmännischen Vereinshauses“ sammelte sich ganz Linz, bei den Musikvereinskonzerten unter der feinsinnigen Stabführung Meister Göllicherichs, dessen erhabene, edle Erscheinung uns immer Verehrung abnötigte. Wußten wir doch, daß er ein Schüler und Freund Liszts und der Biograph, Freund und Schüler Anton Bruckners war. Im Laufe der ersten Realschulstudienjahre war es mir gegönnt, selbst im Knabenchor anlässlich der Aufführung der „Neunten Symphonie“ von Beethoven unter Göllicherichs Leitung mitzusingen. Die Aufführung war ein gesellschaftliches Ereignis für ganz Linz und wir Jungen waren als Mitinterpreten mächtig stolz, daran Teil haben zu dürfen. Auch die Chorkonzerte der Liedertafel „Frohsinn“ und die sonntäglichen Nachmittagsvorträge des Volksbildungsvereines im Vereinshaus hatten ein treues und hochgestimmtes Stammpublikum. Es war auch noch ein Grundzug jener Zeit, unserer Generation und besonders auch meines eigenen Wesens, daß wir allem Großen, Künstlerischen und Berühmten, vor allem auch dem ehrwürdigen Alter, begeisterte Verehrung zollten. So war Meister Göllicherich uns ein Symbol höherer Mächte durch seine fast priesterliche Kunstpflege, und die zwar damals selteneren Kunstveranstaltungen in der Stadt wurden uns, im Vergleich zu einer gewissen Überfütterung in der heutigen Zeit, wahrhaft nachhaltige, bleibende Erlebnisse. Ebenso mußte ich, besonders als ich ihn noch nicht persönlich kannte, dem Dichter Edward Samhaber mit ehr-

fürchtigem Blick folgen, wenn er über den Marktplatz, eine gebückte Greisengestalt in braunem Sammtrock mit breitem Schlapphut, seiner Wohnung zuing.

Schon die Gummiradler - Equipage der Familie Franck, des Besitzers der großen Franckfabrik, wurde von uns mit bewundernden Blicken verfolgt, wenn sie mit den beiden schönen, schwarzhaarigen und dunkeläugigen Töchtern im Fond des Wagens, über die Spittelwiese vor uns Schülern vorbeifuhr. Verehrung vor geistigen Gütern oder hochgestellten Personen lag uns noch allen im Blut. Auch wenn der Statthalter oder der Bischof durch die Stadt fuhr, erinnerte seine Beachtung durch die Bevölkerung an die Ausfahrt des Kaisers in Wien. Der selbstherrliche Sportlertyp von heute und der Typ des „Neureichen“ war damals auch noch nicht kreiert worden.

Diese zu reicherem, innerem Erleben hinleitende Ehrfurcht, besonders vor geistigen Werten, die mich damals schon als Landkind erfüllte, ist mir auch in reifen Jahren geblieben und sie hat mir nicht geschadet, sie hat mich alles tiefer und reicher erleben lassen. Sie zeichnete mir hinter der nüchternen Wirklichkeit der Dinge eine höhere Wahrheit, ein Symbol eines Größeren, zu dem ich aufblickte und zu dem ich mich innerlich durch meine Ehrfurcht erhob. Es erschien mir so vieles, was anderen nichtbeachtenswert erscheinen mochte, als ein Wunder, das zu bestaunen war, ich lebte in ständiger Hochstimmung und wurde so auch in späterer Zeit vor Dünkel bewahrt. Es war etwas von dem „Hans im Glück“ des Märchens in mir, das unzerstörbar blieb und das mich auch zu dem Gnadenquell der Dichtkunst hinleitete. War doch auch jeder aus dem großen Dreigestirn unserer Stadt: der Sternenkundige Johannes Kepler, der Meister gottnaher Tonsprache, Anton Bruckner, und der Kündler des „sanften, welterhaltenden Gesetzes“, Adalbert Stifter, bei aller Größe und Weite ihres Geistes und ihrer Kunst, ein Staunender und Ehrfürchtiger, der sich mit seinem Werke höheren Mächten demütig zuordnete. Diese Haltung mag in unserer Zeit nicht praktisch sein, aber wer damit beschenkt ist, ist glücklicher als der nüchterne Zeitgenosse. So erlebte ich, nachdem ich mir das äußere Wesen und Leben unserer Stadt angeeignet hatte, auch das Geistige ihres inneren Lebens, die unvergängliche Werte der Geister der Vergangenheit, die hier gewirkt haben und auf deren Boden wir heute weiterbauen, ich erlebte die Seele der Stadt, die mir zur Heimat wurde.